



„Ich habe ja Enkel.“ Elisabeth Redler spürt eine Verantwortung gegenüber den nächsten Generationen, ihnen einen halbwegs brauchbaren Planeten zu überlassen.

FOTOS: ALESSANDRA SCHELLNEGGER

„Alt sein heißt nicht, stumm sein“

Jeden Freitag bis zur Bundestagswahl demonstrieren bundesweit „Omas gegen Rechts“ und werben für Demokratie. Elisabeth Redler hat die Münchner Ortsgruppe mitbegründet. Warum? Für sie ist es eine Frage der Haltung

VON LINUS FREYMARK

Sie hat lange überlegt, was sie gleich sagen wird. Zu wichtig ist das Anliegen, als dass man jetzt einfach so drauflos reden könnte, zu groß der Rahmen. Vielleicht 40 Leute sind es mit den anderen. Nicht viele für eine geübte Rednerin, aber allzu oft hält sie jetzt ja auch wieder keine Reden. Also hat sich Elisabeth Redler Notizen gemacht. Und der Zettel hilft ihr jetzt, wo es ernst wird an diesem 25. Juni auf der Münchner Freiheit.

Noch 93 Tage bis zur Bundestagswahl. Redler, 72 Jahre alt, rote Brille, grünes T-Shirt, nimmt das Mikrophon. Und dann hält sie die Rede, die sie so lange vorbereitet hat. Man müsse „Farbe bekennen gegen rechts“, sagt sie – erst recht jetzt, wo die AfD in einen Landtag nach dem anderen eingezogen ist und aller Wahrscheinlichkeit nach auch nach dieser Wahl wieder im Bundestag sitzen wird. Trotzdem sagt Redler an diesem Nachmittag aber auch Sätze wie diesen, einen Satz, der Mut macht: „Die große Mehrheit unserer Bevölkerung ist demokratisch gesinnt.“ Und: „Oma ist eine Haltung.“

Um möglichst viele Menschen zu erreichen, haben sich die Omas mit Social Media vertraut gemacht

Danach ärgert sie sich ein bisschen über diesen Satz. Sie hat die Opas vergessen, denn natürlich sind auch die angesprochen, so wie eigentlich alle angesprochen sind, egal, ob sie nun Enkel haben oder nicht oder über 60 sind. Genau das wollte Redler eigentlich sagen. Und trotzdem spricht sie immer von den „Omas“, wenn es um ihre Gruppe geht. Aber das muss ja nicht heißen, dass bei den „Omas gegen Rechts“ nur ältere Frauen willkommen sind. Sie heißen nun mal so, was den einfachen Grund hat, dass es in München bislang tatsächlich auch nur Frauen sind.

Die Münchner „Omas gegen Rechts“ haben sich 2018 gegründet. Die AfD war gerade dabei, auch in Bayern ins Parlament einzuziehen, und Redler und die anderen waren der Meinung, dass man etwas tun müsse gegen den Hass. „Alt sein heißt nicht, stumm sein“, sagen sie gerne. Also sind sie laut geworden, als viele Andere weggeschaut haben. Sie haben Demonstrationen organisiert, das Gespräch gesucht.

Jetzt, im Vorfeld der Bundestagswahl, haben die Omas gegen Rechts eine neue

Kampagne gestartet. Wer möchte, kann der Gruppe eine Grußbotschaft schicken, die die Omas dann veröffentlichen. „Tausende stimmen gegen Rechts“ heißt die Initiative, die zeigen soll: Wir sind mehr als die wenigen, aber lauten Rechts.

Dafür haben „die Omas“, wie sie sich selbst nennen, einen Internetauftritt ins Leben gerufen, sich mit Social Media vertraut gemacht. „Das war nicht einfach“, sagt Redler. „Aber wir wollen die Leute ja erreichen.“ Also haben sie Schulungen organisiert, eine Marketingexpertin unterstützt die Kampagne der Omas ehrenamtlich. Jeden Freitag wollen sie zudem an verschiedenen Orten stehen, präsent sein und mit den Passanten ins Gespräch kommen.

Diese Woche am Freitag stehen sie nachmittags in der Sendlinger Straße 19. Elisabeth Redler ist so etwas wie die Organisatorin des Münchner Ablegers. Denn auch in anderen Städten gibt es Omas-gegen-Rechts-Gruppen.

An der Münchner Freiheit geht es an jenem Nachmittag Ende Juni trotz des ernstesten Themas entspannt zu. Erst wird getrommelt, dann gesungen und am Ende wiegen sich einige Omas im Takt der Musik über den Platz und stemmen dabei die mitgebrachten „Omas gegen Rechts“-Regenschirme in die Höhe.

Auch untereinander scherzen sie gerne. Die meisten von ihnen haben sich über die Initiative kennengelernt, aus mancher Bekanntheit ist mittlerweile eine Freundschaft geworden. Als es soweit ist und die Fotografin zum Gruppenfoto bittet, dauert es erst einmal, bis sich alle aufgestellt und das Kickern unterdrückt haben. „Christine, warst du schon in der Maske?“, fragt eine Oma ihre Kollegin. „Ja“, antwortet diese – und präsentiert ihre FFP2-Maske.

Viele der Münchner Omas sind 65 Jahre oder älter, und wenn man jetzt böse wäre, könnte man fragen, warum sie sich das überhaupt noch antun. Für Demokratie werben. Für eine klimafreundliche Politik kämpfen – könnte das alles ihnen, die die ganz extremen Auswirkungen der Klimakrise wohl nicht mehr zu spüren bekommen werden, nicht einfach egal sein? Und wäre es nicht einfacher, die Rechten einfach machen zu lassen und sich – so wie es doch so viele andere, auch Jüngere, tun – auf das eigene bescheidene Glück mit den Enkelkindern zu konzentrieren, anstatt sich dem Hass auszusetzen?

Elisabeth Redler ist eine Frau, der es fast schon ein bisschen unangenehm ist, im Mittelpunkt zu stehen. Es sei ihr wich-

tig, nicht als „Hauptoma“ dargestellt zu werden, nur weil sie die Demos anmeldet und vieles mitorganisiert. Und sie hat das Selbstbewusstsein, sich für eine Antwort auch mal Zeit zu nehmen. Ihr Blick schweift dann in die Ferne. Findet er wieder die Augen ihres Gegenübers, bekommt dieser erst einmal ein freundliches Lächeln. Erst dann gibt es die Antwort.

Also, Frau Redler, warum machen Sie das? Schweifender Blick, Lächelfalten an den Augen. „Ich habe ja Enkel.“ Vier Enkel, drei Kinder – Redler spürt eine Verantwortung gegenüber den nächsten Generationen, ihnen einen halbwegs brauchbaren Planeten zu überlassen. Und auch, wenn das vielleicht schon nicht mehr klappen wird – sie will einmal sagen können, dass sie dafür gekämpft hat. „Wenn man es nicht versucht, weiß man nie, ob es geklappt hätte.“

Die Verantwortung gegenüber der nächsten Generation ist auch für die meisten anderen Omas der Hauptgrund mitzumachen – und das Gefühl, dass die Demokratie, jenes Herrschaftsmodell, von dem sie alle so überzeugt sind, bedroht ist. „Wer schweigt, macht sich mitschuldig“, sagt etwa Eva Heinloth, 68. „Für den Sieg der Feinde der Demokratie reicht es, wenn man nichts tut.“

Deshalb stehen sie hier und wollen mit den Menschen ins Gespräch kommen, sie von der Demokratie überzeugen, auch durch die Erfahrungen, die sie in ihrem Le-

ben gemacht haben. Eines aber ist ihnen dabei wichtig: „Man darf nicht versuchen, den Leuten die Demokratie aufzuzwingen“, sagt Eva Heinloth. Silvia Barbosa beschäftigt vor allem das Erstarren der Rechten und die damit verbundene Wiedergeburt des Hasses. „Rassismus und Ausgrenzung gab es schon immer“, sagt sie. „Aber in den letzten fünf, vielleicht sechs Jahren ist es noch einmal deutlich schlimmer geworden.“

„Ich hätte nie gedacht, dass die Rechten jemals wieder so stark werden würden.“

Auch einige Omas haben bereits Erfahrungen damit gemacht. Im Herbst 2019, als sie eine Gegendemonstration gegen eine rechte Initiative organisierten, wurden sie von einem aus der Gruppe so sehr bedrängt und bedroht, dass sie die Flucht ergreifen mussten. Sie haben den Vorfall zur Anzeige gebracht, im Mai kam ein Brief von der Staatsanwaltschaft. Das Verfahren wurde vorläufig eingestellt. Wegen solcher Vorfälle sind einige Omas vorsichtig, wenn es darum geht, mit vollem Namen in der Zeitung zu erscheinen. Auch Elisabeth Redler bereitet das Sorge, auch wenn sie sich nicht einschüchtern lassen will. Sie lässt den Blick schleifen. „Ich hätte nie gedacht, dass die Rechten jemals wieder so stark werden würden.“ Keine Lächelfalten.

Die Zeit, als die Rechten das letzte Mal richtig stark waren – Redler, 1949 in der nordhessischen Provinz geboren, hat sie nicht selbst erlebt. Aber in den Gesprächen der Erwachsenen schwingen die Erfahrungen aus der NS-Vergangenheit immer mit. Vielleicht kam daher auch das etwas Spießig-Biedere der Fünfzigerjahre, diese Sehnsucht nach Sicherheit nach den Schrecken des Krieges und der Nazi-Diktatur.

Elisabeth Redler hat oft mit ihren Eltern und den Großeltern, die eher konservativ beziehungsweise wirtschaftsliberal waren, diskutiert. „Ich bin überhaupt keine geborene Bürgerliche“, sagt sie. Zum Studium zieht sie erst nach Marburg. Als die 68er-Bewegung losbricht, ist Redler mit dabei und bestreift die Uni. Sie weiß noch, dass die Professoren am politikwissenschaftlichen Institut, an dem sie studierte, die sich für sehr progressiv hielten, funktionslos waren, dass auch sie nun bestreift wurden. Redler tat den Professoren fast schon ein bisschen leid. „Aber wenn man etwas bestreift, muss man alles bestreiken.“ Ein politischer Hintergrund, den Redler mit mehreren anderen Omas teilt: aufgewachsen in einem eher konservativen Elternhaus, gingen sie 1968 auf die Straße, um für eine modernere Gesellschaft zu kämpfen.

Von Marburg aus zieht Redler weiter nach Berlin, promoviert mit einer Arbeit über Gesundheitspolitik. Viel Zeit, wenig Geld. „Ich habe die Siebzigerjahre in Berlin sehr genossen“, sagt sie. Dann, 1979, Umzug nach München. Die erste Vollzeitstelle. Mehr Geld, dafür kaum Zeit. Ihr gesamtes Berufsleben arbeitet Redler in Jobs, die sich entweder mit der Gesundheits- oder Arbeitspolitik befassen. Immer wieder organisiert sie nebenbei eigene Projekte.

Auch als sie in Rente geht, setzt sie sich nicht zur Ruhe. Jedes Jahr verbringt sie mehrere Monate als freiwillige Helferin auf Bauernhöfen und Farmen, immer in Ländern, deren Sprache sie mal gelernt hat: England, Russland, Frankreich, Spanien, Polen. Sie, die Ältere, unter lauter Jungen. „Das hat unglaublichen Spaß gemacht.“

Vielleicht ist das auch ein Grund, warum die Omas nicht nur bei anderen Omas gut ankommen. Nach der Trommelleinlage und Redlers Rede sagt ein Mädchen zu Eva Heinloth, dass sie es toll finde, was sie hier machen. Heinloth freut sich darüber. Und auch Redler lächelt, als man sie darauf anspricht. „Das habe ich auch gesehen“, sagt sie. „Auch dafür machen wir das.“



Wenn die Seniorinnen demonstrieren, haben sie meist ihre „Omas gegen Rechts“-Regenschirme dabei.